

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

Sonntag, 7. Januar.

1917.

Der Bojar.

(15. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnik.

(Nachdruck verboten.)

Als George in die eigentliche Stadt zurückkam, hörte er ein gewaltiges Losen. Es scholl ihm entgegen, bevor er nach dem großen Platz einbog, und dort, vor dem Rathaus, konnte sein Wagen nicht weiter. Der ganze Platz war mit schreienden Menschenmassen gefüllt, der Balkon des Rathauses besetzt. George hörte die wilden Rufe: „Es lebe die Unabhängigkeit!“ „Es lebe Fürst Demeter!“ „Nieder mit dem Fremden!“

Seit Wochen war es zu erwarten. George wußte, daß es ein künstlicher Aufstand war, mit russischem Geld angefaßt. Doch im ersten Augenblick benahm ihm die wogende Menschenmasse fast die Sinne. Er stand im Wagen aufrecht und spähte nach der großen Gestalt des Fürsten. Doch Demeter war nicht zu sehen.

George stieg aus dem Wagen.

„Ich hole mir einen Revolver und schieße ihn tot, meuchlings, wo es auch sei!“ murmelte er vor sich hin.

Er suchte durch eine Seitengasse in seine Wohnung zu gelangen. Das war nicht so leicht. Truppweis durchzogen bewaffnete Männer die Straßen. Er hätte mit ihnen marschieren oder sich flüchten müssen.

So kehrte er auf den Platz zurück. Es gelte wirr durcheinander. Die Glocken der Hauptkirche läuteten. Die Geistlichkeit, die wohlbezahlte Leibtruppe Rumlands, feierte die Loslösung der Provinz von ihrem Schwesterland und den Jaren in Petersburg in Ansprachen und Geb-Predigten.

George griff sich an den Kopf. Ihm war, als solle er den Verstand verlieren.

„Das ist doch alles Spaß! Eine Handvoll bezahlter Menschen schreien, und damit soll unser Schicksal entschieden sein? Aber morgen werden die Russen einrücken unter dem Vorwand, daß sie die Ruhe aufrecht halten müssen! Dann freilich ist es um uns geschehen!“

George dränate sich durch die Menge. Man kannte ihn. Sein Schuhmacher und sein Schneider, sein Milchmann und sein Kutfabrikant standen ja da mit den Bauern und tobten! Man ließ ihn ruhig durch. Die Losung war: höllischen Lärm zu machen. Daß das Militär kommen und — schießen würde, daran dachte noch keiner.

George arbeitete sich bis zum Rathaus durch, stieg die Treppen hinauf und trat auf den Balkon.

„Seid ihr wahnsinnig?“ donnerte er den auf den Balkon Dichtgedrängten zu und stieß einen Keul, der ihm auf den Leib rückte, zur Seite. „Wollt ihr augenblicklich den Balkon räumen?!“

Die Leute erschrafen sichtlich. George hatte etwas Gebietendes in seinem Borne. Keiner wußte, was er eigentlich wollte. Die Leute gaben den Balkon frei. George blieb dort allein zurück. Unten auf der Straße wurde man aufmerksam. Alles starrte zu George hinauf. Lange genug hatte man ja gewartet, endlich sollte doch etwas Besonderes sich ereignen. . . .

„Seid ihr wahnsinnig!“ donnerte George noch einmal. „Wißt ihr denn, wer Fürst Demeter ist?“

Alles schwieg. Man erstarrte vor dem Unerwarteten, das man zu erfahren hoffte.

George fuhr fort: „Ein Mann, der euer Verderben will, ein Mann, der nicht Recht und Gesetz kennt, ein Mann, der keinen Gott hat!“

Unten wurde ein anschwellendes Murren laut. Es waren die Bopen, die der Fürst immer tüchtig bezahlt hatte. George hörte dieses Murren, und nicht mehr Herr seiner Worte, nach etwas suchend, was die Menge verstehen und entsetzen konnte, fuhr er fort: „Ein Mann, der sein eigen Kind gemordet hat!“ . . .

War es die Schrecklichkeit der Anklage, die Gewalt der Stimme, war es die Sicherheit, mit der er seine Lüge hinausjhlenderte: die Wirkung war außerordentlich. Plötzlich trat lautlose Stille ein. Es mußte wahr sein, was George Belescu so laut verkündete! Davon gehört hatten schon alle, . . . und die Bauern von des Fürsten Gütern — er hatte sie heute in die Stadt kommandiert, sie machten fast die Hälfte der Aufständigen aus — waren wie vom Blitz getroffen.

„Gebe Gott, daß jetzt nicht das Militär kommt! Dann geht ja alles ruhig auseinander“, dachte George, als er vom Balkon zurücktrat. Ein anderer sollte den Leuten nun zurufen, daß sie sich schleunigst verziehen möchten. Er durfte kein Wort mehr hinzusetzen, um die Wirkung nicht zu schwächen.

In diesem Augenblick knallten Schüsse.

Eine der Patrouillen kam fliehend aus der Hauptstraße zurück. Ein furchtbares Durcheinander entstand. George begriff sogleich, daß die Truppen von der oberen Chaussee einrückten, und daß der Kampf begonnen habe.

„Es wird auch so für uns gut enden“ — sagte er sich. „Jetzt kommt es nur darauf an, diesem Aufstand in der Presse eine lächerliche Färbung zu geben. . . .“

Eilig suchte George die Redaktion auf. Doch er konnte nicht schreiben. Er war übererregt. Und — plötzlich besiel ihn die Sorge um Paula! Falls ihr Mann, wie wahrscheinlich, sein Haus den Truppen zur Verfügung gestellt — es lag an der Hauptstraße — dann konnte der Kampf dort in ihrer unmittelbaren Nähe wüten. . . . Und wenn sie allein wäre und Nicu auf der Straße. . . !

Er stürmte auf tausend Umwegen — der Garten hatte einen hinteren Eingang — zu ihr.

Alles ruhig im Hause. Nur in der Ferne hörte man das Schießen. Paula saß am Fenster ihres Poudoirs und blickte in das erlöschende Tageslicht. Sie zitterte, als George eintrat, und die Hand, die er ergriff, war eiskalt.

„Du bist's, George?“

Sie klammerte sich an ihn.

„Es geht wohl alles zugrunde?“

„Nein, Paula“, entgegnete er hostig — ihn bedrückte die Dunkelheit des Zimmers. „Es steht gut! Das Militär ist treu geblieben. Ja, hätte das zu schießen sich geweigert. . . .!“

„George“, unterbrach sie ihn und preßte krampfhaft seine Hand. „George, mir ist bange um dich!“

„Hier bist du in Gefahr“, sagte er ablenkend, „du darfst hier nicht bleiben!“

Sie sah in seine Augen, die im Halbdunkel leuchteten und wiederholte langsam: „Es ist gefährlich, wenn du bleibst!“

„Komm, daß ich dich in Sicherheit bringe!“

Sie blickte ihn starr an.

„Du kannst mich nicht in Sicherheit bringen, nur in Gefahr“, sagte sie langsam vor sich hin und brach in Tränen aus.

George holte das Mädchen und ließ eine Lampe entzünden. Dann ging er auf die Straße, kehrte aber bald zurück.

Paula lag jetzt freideweiß auf dem Sofa.

„Ich weiß es, ich weiß es“, murmelte sie immerfort.

„Was weißt du?“ fragte er weich.

„Daß ich dich liebe.“

„Das weiß auch ich“, entgegnete er.

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„Und ich weiß jetzt, ich habe es heute durch Boë Navru erfahren, daß meine Mutter einen Mann geliebt hat und mit ihm in die weite Welt gegangen ist, und nun weiß ich, daß ich es auch tue . . .“

Er lächelte trübe. Dann beugte er sich über sie, küßte ihren Mund und ihre Augen und sagte: „Morgen gehen wir in die weite Welt!“

Und er verließ sie.

George durfte nicht zögern. Er wußte, Fürst Demeter würde Rechenschaft von ihm fordern. Er ging nach Hause. Nun konnte er schon die größeren Straßen passieren. Alles schien zu Ende.

Unterwegs traf er Ricu, der ihm in großer Aufregung erzählte, welchen Anteil er an den Vorgängen genommen. „Siehst du wohl“, schloß er, „daß ich recht hatte, als ich immer vor Fürst Demeter warnte!“

George schwieg.

„Ist wirklich keine Gefahr mehr, daß die Russen einen Vorwand haben, einzurücken?“ fragte er dann.

„Um! Einen Vorwand braucht man nicht auf die Goldwage zu legen . . .“

„Willst du so um zehn Uhr zu mir auf das Redaktionsbureau kommen?“ fragte George.

„Gern“, entgegnete Ricu, und sie trennten sich.

George kam nach Hause.

Seine Frau war im Beariff auszufahren.

„Kannst du mir einen Augenblick Gehör schenken?“ begann er.

Sie kehrte wortlos um, legte den Hut ab und setzte sich nieder.

„Du hast von den heutigen Vorgängen gehört?“ fragte er.

„Ja, ich weiß, wie unverantwortlich du gehandelt hast! Durch deine Schuld ist alles verloren, sagte mein Vater, bei dem ich Schutz suchte, weil du dich nicht um mich umsehst.“

„Ich möchte jetzt nicht von Politik mit dir sprechen“, erwiderte George ruhig. „Übriens hoffe ich, recht getan zu haben. Ich weiß, daß mein Land zurunde gegangen wäre, hätte Fürst Demeter Erfolg gehabt. Du kannst meine Ansichten natürlich nicht teilen! Aber das verlange ich auch nicht.“

Er schwieg. Er wußte nicht, wie er das einleiten sollte, was er sagen mußte.

„Sofie“, begann er endlich, „ich habe gehört, daß du gestern mit Fürst Demeter in Locaso warst . . . wahrscheinlich an der Gruft des Kindes . . . Du bist durchaus Herrin deiner Handlungen. Ich sage nicht, daß du es nicht hättest tun sollen. Ich möchte dich nur — verzeih' mir, aber du bist sehr jung! — ich möchte dich nur warnen: der Mann ist rucklos!“

Beide schwiegen. Sofies Züge waren verzerrt. Sie nagte mit den Zähnen an ihrer Lippe, und ihre Augen blickten trogig.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriegszeit.

„Nun aber kommen wir!“ „Südlich von Chalons lagen wir 177er einem hartnäckigen Gegner gegenüber. Gegen 3 Uhr morgens war das Regiment zum Sturm auf die feindliche Stellung bereit; denn es fühlte jeder, es war etwas Großes in Vorbereitung. So erzählt Leutnant Vanik Inf.-Regt. 177 in den soeben erschienenen Heften 17/20 von „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben.“ Selbsterlebnisse nach persönlichen Berichten der Inhaber des Eisernen Kreuzes 1914 bearbeitet von Generalleutnant Friedrich Frhr. v. Dinklage-Campe (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57). Geheimnisvolles Befehlserteilen, Austeilen von Handgranaten, Entladen, Aufpflanzen des Seitengewehrs. Das bedeutete nur Sturm. Und Sturm heißt: „Mann gegen Mann mit der blanken Waffe, durch!“ Wer fällt, der bleibt. Wer durchkommt, der hat Not und Tod und Schreden hinter sich. Darum Ernst auf allen Jügen. Der Oberst mit dem Mannschafstsgewehr. Lautlos setzte sich das Armeekorps in Bewegung. Jeder schaute geradeaus, dem Feinde entgegen. Bald mußte der Gegner die sich herandrängenden Massen, das Blitzen des blanken Stahles im Scheine der Flammen erkennen. Wir waren in vorderster Linie, hinter uns immer neue stürmende Massen. Und nun brach er los, der Wolkenbruch, dieses wahrhaftig feindliche Infanteriefeuer! „Nun aber kommen wir!“ Ich war mit meinem Zuge vorn. Ein tausendstimmiges, hartes, zorngefülltes Hurra! und immer wieder Hurra! So stürmten wir den Graben und eilten dem Dorfrande und den brennenden Häusern entgegen. Wie unzählige Bienen umsummten mich die pfeisenden Geschosse und dazu Schreie: „Herr Leutnant!“ — „Ich bin verwundet!“ — „Jetzt geht's nicht weiter!“ — „Vorwärts, Kameraden!“ Mit Sprung und befreiendem Bajonettstich bin ich überm Graben — hinein ins brennende Dorf. An allen Ecken, Rännen, Türen, Fenstern Bajonettgeklirr, dumpfe Kolbenschläge, Stöhnen, Nöcheln. Einem verwundeten Kameraden werfe ich Verbandzeug zu. Mit wenigen meiner Leute rase ich in ein Gehöft. Der Hofausgang ist durch Feindesleichen gesperret, — ein Maschinengewehr hat ihn vom Haus gegenüber unter Feuer. Schnell ein brennendes Scheit ins Erdgeschoss und zurück auf die Straße. Der Dorfausgang ist gewonnen. Nur aus dem letzten Hause: Tack — tack tack! Wir springen durch Gebüsch und Bach hinter die gegenüberliegende Scheune und werfen Feuerbrand und Handgranaten hinüber. Lichterloh brennt das letzte Haus! — Der Morgen graut. Flüchtende Franzosen enteilen dem Orte des Schredens. Überall liegen blaurote „Rädchen“ gefallener Franzosen. Der Rest verschwindet im Walde. Doch auch dort krepieren bald Geschosse. Wir aber, der Rest, sammelt am Dorfausgange. Der Pulsschlag rast, die Brust leuchtet. — Die Gedanken kommen langsam wieder. Säbel in die Scheide. Laden und Sichern! Ohne Tritt — marsch. Der Sieg war unser! Hurra! Auch dieser Beitrag aus dem reich illustrierten vaterländischen Prachtwerk „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben“ zeigt so recht deutlich, wie wertvoll und unbedingt nötig dieses Werk ist, um die staunenerregenden Leistungen unserer Feldgrauen, die ja der Generalstabsbericht nur in großen Zügen meldet, kennen und schätzen zu lernen. Aus vielen Hunderten dieser Einzelberichte setzt sich das prächtige Werk zusammen, aus dem wir die Heldentaten unserer Feldgrauen mit stolzerfülltem Gefühl kennen und schätzen lernen. Diese von vaterländischem Geiste durchwehte Chronik deutschen Heldentums, dessen künstlerische Ausstattung wir unseren besten Schlachtenmalern verdanken, wird sicher von jung und alt gern gekauft werden.

Die Zusquauboutisten. Der jetzige Krieg hat uns in dem merkwürdigen Namen „Die Zusquauboutisten“ eine Bezeichnung geliefert, die in ihrer merkwürdigen Form an die deutsche Parteibezeichnung „Sakatisten“ erinnert. Mit dem letzteren Namen bezeichnet man die Mitglieder des Vereins zur Förderung der Ostmarken; er ist aus den Anfangsbuchstaben der Namen Hansemann, Kennemann und v. Tiedemann (S. K. T.), der Begründer des in Rede stehenden Vereins, gebildet worden. Der Name Zusquauboutisten findet seine Anwendung auf die Anhänger der Ansicht, daß der Krieg unter allen Umständen bis zum äußersten Ende (jusqu'au bout) durchgekämpft werden müsse. Der Schöpfer des Wortes Zusquauboutisten ist, so weit bisher festgestellt werden konnte,

der bekannte Herausgeber der „Friedenswarte“, Alfred S. Fried in Bern, einer der Träger des Friedenspreises der Nobel-Stiftung, der ihn zuerst in dem von ihm herausgegebenen Blatte im Jahre 1914 gebraucht hat. Die Bezeichnung Jusquaboutist ist besonders in Rußland verbreitet; der vor einigen Monaten abgetretene Ministerpräsident Stürmer ist besonders heftig deswegen angegriffen worden, weil er angeblich kein Jusquaboutist gewesen sei. Aus diesem Grunde verdient daher die bekannte und vielerörterte Propaganda des jetzigen russischen Ministerpräsidenten Trepow besondere Beachtung, in der dieser erklärte, es sei das Hauptziel seiner Regierung, alles daran zu setzen, damit der Krieg durchgeführt werde: jusqu'au bout (bis zum äußersten Ende). Es ist sehr bezeichnend, daß diese Ausführungen des neuen russischen Ministerpräsidenten gerade in Frankreich, wo das Schlagwort jusqu'au bout geprägt worden ist, auf Widerspruch gestoßen sind. In der französischen Deputiertenkammer erklärte vor kurzem der Sozialist Mistral: „Die Rede Trepows erregte die schmerzlichste Beängstigung Frankreichs. Wir führen einen Defensivkrieg, wollen die Befreiung Nordfrankreichs und Belgiens. Die Phrase jusqu'au bout ist sinnlos; ein internationales Tribunal muß den Frieden organisieren.“ Der sozialistische Redner wurde zwar von der jusquaboutistischen Minderheit der französischen Deputiertenkammer niedergeschrien, es ist aber immerhin aus dieser Rede zu schließen, daß der jusqu'au bout-Krieg in Frankreich schon viele Gegner hat. Am stärksten ist der Jusquaboutismus gegenwärtig in England, wo ja die überwiegende Mehrheit des Volkes immer noch an dem Kriegsziel festhält, das ein englischer Minister in folgender Form gebracht haben soll: „England kämpft bis auf den letzten Russen.“ Es ist freilich anzunehmen, daß auch in England die Zahl der Jusquaboutisten sich nicht vergrößern wird, je mehr die Engländer ihre eigene Haut zu Markte tragen müssen, anstatt wie früher die Arbeit im wesentlichen den Russen, Franzosen und den übrigen weißen und farbigen Hilfsvölkern überlassen zu können.

Die Londoner Hotelnot. Ein neuer Mangel, der durch die Kriegsumstände hervorgerufen wurde, beginnt die Londoner und die nach London kommenden Fremden zu bedrücken. Es ist die Hotelnot, die mit erschreckender Schnelligkeit um sich greift. Die sich fortwährend vergrößernde Kriegsverwaltung, die neuen Abteilungen der Ministerien, die Sonderdirektionen, Kriegsregistrierungsämter, Kontrollstellen usw. haben die Regierung veranlaßt, die Hotels insofern zum Kriegsdienst heranzuziehen, als ein großer Teil der verfügbaren Fremdenzimmer kurzer Hand requiriert wurde. Nach einer Auslassung des „Daily Chronicle“ herrscht heute bereits ein ansehnlicher Zimmermangel, so daß es ständig an mindestens 4000 Räumen fehlt, um die erfolglos Wohnungsuchenden aufzunehmen. Leute, die 20 Jahre in ein und demselben Hotel wohnten, begüterte Junggesellen usw., mußten über Nacht das Feld räumen. Die zehn größten und besten Hotels Londons sind vollständig von der Regierung beschlagnahmt, und selbst das an Zimmern reichste Hotel Cecil steht zum Teil dem Privatbedürfnis zur Verfügung. Es ist selbstverständlich, daß hierdurch eine äußerst schwierige Situation geschaffen wurde. Besonders die Offiziere, die dienstlich oder auf Urlaubreisen nach London kommen, müssen oft von früh bis spät umherlaufen, um sich irgendwo für teures Geld ein Bett und ein Dach für die Nacht zu sichern. Die Hotelbesitzer haben bereits zahlreiche Gesuche eingereicht, und viele Kundgebungen fanden statt, aber es ist unmöglich, die Dinge zu ändern. Nach einer vom „Daily Chronicle“ veranstalteten Kundfrage dürfte der Platzmangel noch zunehmen. Mit besonderer Besorgnis sieht man der ersten Zeit nach dem Kriege entgegen, wenn plötzlich die Leute aus dem Felde und die Fremden nach London strömen und die Anter noch nicht mit ihren Einrichtungsstücken, Akten, Registraturen, Archiven usw. ausgezogen sein werden. Gegenwärtig bildet die Hotelnot das Hauptgespräch der Londoner Kriegsnörgler.

Auch ein Trost. Da der von Tag zu Tag zunehmende Kohlenmangel in Frankreich das Publikum in Schrecken versetzt und viele Leute sich schon den Qualen von Nordpolreisenden ausgesetzt sehen, hat ein Gelehrter, und zwar der Professor Gentil von der Sorbonne, den Entschluß gefaßt, seine Mitbürger einigermaßen zu beruhigen. Er gibt im „Figaro“ bekannt, daß nach seinen Berechnungen der gesamte Kohlenbesitz der Welt so groß ist, daß noch 7500 Milliarden Tonnen Kohle gefördert werden können. Da die ganze Welt

jährlich durchschnittlich eine Milliarde Tonnen Kohlen verbraucht, wird es der Menschheit vorläufig noch 7500 Jahre lang möglich sein, die Öfen zu heizen. Im Vergleich zu diesem Erkenntnis sei die gegenwärtige Kohlennot nur als ein lächerlich gleichgültiger Zwischenfall zu betrachten. . . Die Summen der Berechnung sind ja tatsächlich beruhigend, aber ob sie die gegenwärtig ungeheizten Wohnungen der Pariser zu wärmen vermögen, ist eine andere Frage.

Marmeladen-Humor. Es gibt sicherlich keinen Gegenstand des täglichen Gebrauches unserer Feldsoldaten, der seit Beginn des Krieges so viele Spitznamen über sich ergehen lassen mußte wie das nahrhafte Gemisch aus Obstmus und Zucker, das freilich jetzt, da es nicht mehr in derselben Reichlichkeit als Zugabe zum Kommisbrot zur Verwendung kommt, auch in seinem wahren Wert erkannt und gewürdigt wird. Aus der Fülle der oft einen recht guten Humor aufweisenden Bezeichnungen der Marmelade seien die folgenden hier wiedergegeben: Soldatenbutter, Geldensfett, Divisionsfett, Vorpostenfett, Armeefett, deutsches Reichsfett, Militärfett, Tapferkeitsbutter, Vorpostenschmalz, Schmalzerfah, Kommisbrotschminke, Bonnelleister, Kriegsmagenschmiere, Geldensenf, Lebensverlängerungsschmiere, Infanteriestoßkraft, Armeekraftbutter, Athletenschmiere, Sturmhus, Athletenhonig. Auch mit den Namen mancher Feldherren und sogar des Kaisers wurde sie in Verbindung gebracht, wie die Benennungen: Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisbutter, Hindenburgschmalz, Hindenburghonig, Kronprinzenbutter, Hindenburgcreme usw. zeigen. Selbst der dichterischen Verherrlichung entging die Marmelade nicht. Sehr viel gesungen wurde die in die Dichtung eines der beliebtesten Soldatenlieder: „Marmelade, Marmelade / Ist der schönste Fr. . . im ganzen Staate.“ Auch das Wort Marmelade wurde vielfach zur Bildung militärischer Spitznamen verwandt. Die Initialen M. B. auf den Aßelklappen der besonderen Formationen der Minenwerfer haben neben verschiedenen anderen Deutungen (Maulwurf, Möbelwagen, Mettwurst usw.) auch die Deutung „Marmeladen-Werke“ erfahren, bei der Marine werden die schweren Minen „Marmeladeneimer“ genannt, das Umladekommando heißt im Scherz das „Marmeladenkommando“ und der zähe feuchte Lehm im Laufgraben „Marmelade“. All diese Spottnamen, die die Feldgrauen auch heute noch zum großen Teil beibehalten haben, sind aber ebenso wenig schlimm gemeint wie alles, was der Soldat in den Bereich seines Spottes zieht. Man überzeugte sich längst, daß die Marmelade keine so üble Zutat zur Kaiser-Wilhelm-Torte (Kommisbrot) sei und daß es doch besser sei, sie zu erhalten, als überhaupt auf jedes Streichmittel verzichten zu müssen. Schon entgegenkommender lautete daher ein „Loblied der Marmelade“, das eine Kriegszeitung im Osten vor etwa Jahresfrist veröffentlicht hat und das folgendermaßen lautet:

„Marmelade über alles,
Über Semmel, Zwieback, Brot,
Denn im Schmalz herrscht großer Dalles
Und an Butter gibt's kein Lot.
Doch der Pflaumenbaum trug reichlich,
Viel der Apfelbaum uns bot.
Schmeckt sie euch auch etwas weichlich:
Marmelade streicht aufs Brot.
Jede Köchin an dem Herde,
Der Soldat bei Lile und Risch,
In dem Graben, in der Erde,
Der Rentier am Frühstückstisch,
Der Matrose auf der Jähde,
Reitersmann im Morgenrot,
Alle streichen Marmelade
Über Zwieback, Semmel, Brot.“

Die scherzhafte Bezeichnung „Marmeladen-Werke“ sollte bald zur Überraschung manches Feldgrauen ihre vordrillliche Verwirklichung erfahren. So ist in Wilna eine militärische Obstverwertungsanstalt errichtet worden, die bereits einen erheblichen Teil der Ostfront mit Marmelade, Obstkonserven usw. versorgt.

Schach

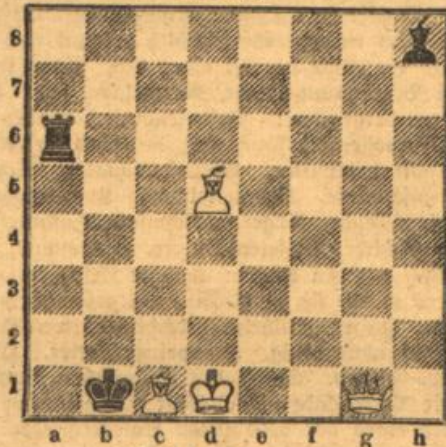
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spiel Gelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

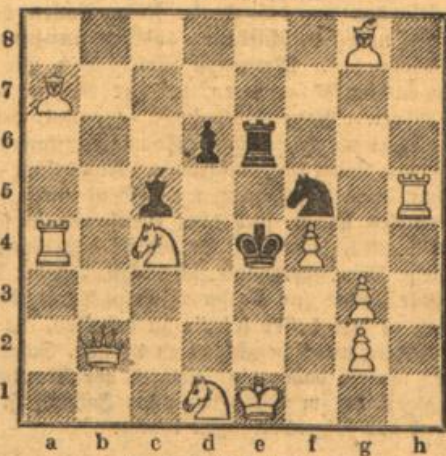
Wiesbaden, 7. Januar 1917.

513. O. Würzburg.
1. Preis.



Matt in 3 Zügen.

514. Unbekannt.



Matt in 2 Zügen.

Partie 193.

Die folgende Partie stammt aus dem Trebitschturnier zu Wien.

Weiß: Schubert. Schwarz: Schlechter.

- | | | | |
|--------------------------|--------|--------------------------|---------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 16. Lh3×e6† | Kg8—h8 |
| 2. c2—c4 | e7—e6 | 17. f2×e3 | Le7—g5 |
| 3. Sb1—c3 | c7—c5 | 18. Sc3×d5 | Dd8—d6 |
| 4. c4×d5 | e6×d5 | 19. Le6—h3 | Tf8×f1† |
| 5. Sg1—f3 | Sg8—f6 | 20. Kg1×f1 | Ta8—d8 |
| 6. g2—g3 | Lf8—e7 | 21. Lh3—g2 | Sc6—e7 |
| 7. Lf1—g2 | 0—0 | 22. h2—h4? ¹⁾ | Se7×d5 |
| 8. 0—0 | Sb8—c6 | 23. Lg2×d5 | Lg5×e3 |
| 9. Lc1—g5 | Lc8—e6 | 24. Tc1—c3 | Dd6×g3 |
| 10. d4×c5 | Le7×c5 | 25. Tc3×e3 | Dg3×e3 |
| 11. Ta1—c1 | Lc5—e7 | 26. Dd1—b3 | De3—f4† |
| 12. Sf3—d4 | h7—h6 | 27. Ld5—f3 | Df4×h4 |
| 13. Lg5—e3 | Sf6—g4 | 28. Lf3×b7 | Td8—b8 |
| 14. Sd4×e6 | f7×e6 | 29. Db3—e3 | Tb8—b7 |
| 15. Lg2—h3 ¹⁾ | Sg4×e3 | | |

¹⁾ In Betracht kam hier Le3—f4. — ²⁾ Richtig war nach Lasker 22. e3—e4, Lg5×c1, 23. Dd1×c1, Se7—g6, 24. Dc1—c3, wonach Weiß noch viele Aussichten auf Remis behält. (Voss. Ztg.)

Auflösungen.

- Nr. 509 (3 Züge). 1. Lc1, L×e5 2. Dc6+; 1. . . ., 2. Dd3+.
Nr. 510 (Endspiel.) 1. Th5, T×h5 2. Ta6+, 3. Ta5+, 4. T×h5 und Weiß gewinnt.
Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. R., Dr. M., F. B., R. St. und Wdw., sämtlich in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bliderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 24 Silben sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen ein bedeutsames Ereignis der letzten Zeit von der Front unserer Verbündeten ergeben:

ban — bert — chl — di — dog — en — en — gas
— ge — gel — ge — ka — na — nal — ne — reu
— ri — tein — ter — u — u — u — ver — zwing.

Die Wörter bedeuten: 1. Depeschbüro. 2. Provinz in Afrika. 3. Männlicher Vorname. 4. Staat in Asien. 5. Wasserstraße. 6. Schloß aus Wilhelm Tell. 7. Oesterreichische Stadt an der Adria. 8. Kurort in den Alpen. 9. Hunderasse. 10. Türkischer Staatsmann.

Scharade.

Die erste brauchen Mensch, wie Tier
Und Pflanzen auch zum Leben,
2, 3 wird überall es da,
Wo Wasser ist stets geben.
Das Ganze hebt ins erste sich
Frei wie mit Adlerschwingen.
Nun denke nach, es ist nicht schwer
Den Sinn heraus zu bringen.

Kreuzrätsel.

1	2	1—2 Körperteil. 1—4 Transportmittel.
		1—3 Kaufmännische Bezeichnung. 3—2
3	4	Aeußerung menschlichen Willens. 2—4
		Waffe. 3—4 Naturerscheinung.

Skat-Aufgabe.

- Hinterhand C spielt Null und verliert (Talon: Sch.-As und Gr.-Kön.).
A: E.-As — Kön. — Unt. — 9 — H.-Ob. — 9 — 7 — Sch.-Kön. — Ob. — Unt.
B: Gr.-As — Ob. — 10 — 8 — H.-As — Kön. — Sch. 10 — 9 — 8 — 7.
C: E.-Ob. — 10 — 8 — 7 — Gr.-Unt. — 9 — 7 — H.-Unt. — 10 — 8.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 636.

Bliderrätsel: Angreifende Hochseeflotte. — Fünfsilbig: Wernigerode. — Tauschrätsel: a Teller, Biene, Spanne, Adam, Anker, Tonne, Binde, Zwerg, Meise, Hase, Harz, Robe, Tanne, Burg, Lot, b Keller, Birne, Spinne, Edam, Anger, Sonne, Binse, Zweig, Meile, Vase, Herz, Rose, Tante, Borg, Rot, Kriegssilvester. — Zahlenrätsel: Hans, Reh, Rum, Boje, Bau, Uhr, Mars.

U

nterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



17. Jahrgang 1917.

Nr. 1.

Puppentheater.

Von Josef Metz.

(Nachdruck verboten.)

Das Kinderzimmer ist gut aufgeräumt. Die Stühle stehen in sechs geraden Reihen. Auf dem Tisch, durch einen Pappkarton erhöht, das Puppentheater. Es ist neu gestrichen, weiß mit roter Kante, der Pegasus laßgrün. Tiefe Stille. Das Gas surrt. Im Kinderzimmer gibt es kein Elektrisches, weil es zu viel auf- und zugeknipst würde.

Der Zettelverteiler erscheint mit Blättchen aus einem karierten Notizbuch und sagt höflich: „Bitte, meine Herrschaften, wenn Sie etwas nicht lesen können, sagen Sie es gleich; wenn gespielt wird, geht das nicht. Die Zettel bitte aufzubewahren, da sie nachher wieder eingesammelt werden.“ Ab. Marmeln im Publikum.

Ein Stimmchen: „Lies doch mal laut, was da steht.“

Eine Jungenstimme: „Also: „Toll“, ein Schauspiel in mehreren Akten von Friedrich von Schiller. — Ei, fein!“

„Is da was vom Krieg drin?“

„Ja, aber nich von unserm, von einem, der früher mal war.“

„Och, denn!“

„Lies doch weiter!“

„Och, das sind ja blos alles Namen!“

„Stille doch, es geht an!“

Hinter der Gardine, die, quer durch das Zimmer gezogen, die Sprecher dem Publikum verbergen, gibt es einen lebhaften Wortwechsel. Zoologische Bezeichnungen fliegen hin und her. Ein energisches: „Rindvieh Dummes!“ macht dem Streit ein Ende. Das Klingelzeichen ertönt, etwas anhaltend, so daß die freudigen Ahs und Ohs durch ein schmerzloses: „Mensch, laß doch das Klingeln!“ unterbrochen werden. Der Vorhang hebt sich und fällt, plumps, gleich auf die Erde.

„Na ja, Du hast'n ja mal wieder aufgehängt!“

„Schad nix, man los!“

Auf der Bühne ist ein deutscher Eichenwald zu sehen, hinter ihm ein Berg. Mitten im Eichenwald breitet sich ein See aus Staniol hin, auf dem sich ein Unterseeboot neuesten Systems mit dem singenden Fischerknaben befindet. Was er singt, ist nicht zu ermitteln, da ihn der Kuhreihen, ausgeführt von sämtlichen tragbaren Klingeln des Hauses, übertönt.

Das Stimmchen aus dem Publikum: „Das is fein, da will ich auch mitspielen, klingeln kann ich grade so gut.“

„Sst!“

Der Fischerknabe: „Menschenskind, laßt doch endlich das Gebimmel, da kann ja keiner gegen ansingen.“ Der Kuhreihen hört auf, und der Fischerknabe singt nach einem Potpourri aus den neuesten Heldenliedern seine Verse.

Das Publikum applaudiert bei offener Bühne und singt mit.

Die bekannte Unterredung beginnt nun und wird durch Baumgart unterbrochen.

Er tritt so stürmisch auf, daß sich sein Draht verwickelt und er sich dreimal überschlägt.

Das Stimmchen: „Das is der Clown, nich? oder der Anjust?“

„Still doch!“

Es geht weiter bis zu der Stelle, wo Kuoni fragt:

„Scht, wer da kommt!“

Das Stimmchen: „Wer denn?“

Werni: „Es ist der Tell aus Bürglen.“

„Einen Augenblick! Sofort!“

Der verzögerte Tell tritt auf. Sein Äußeres ruft einige Verwunderung hervor, er ist nämlich kohlspech-rabenschwarz im Gesicht. Das kommt daher, daß er einmal leihweise den Othello spielen mußte, was sich ja erstens für das Kindertheater überhaupt nicht schickt und zweitens, nicht wieder abgeht.

Ein Ironiker aus dem Publikum meint: „Der war mindestens acht Wochen im Schützengraben.“

Unbeirrt spricht Tell seine schönen Sentenzen, und alles geht gut. Da sprengen die Landenburgischen Reiter heran, Aushilfstruppen aus dem Bleisoldatenkasten, die ein wenig zwerghaft wirken und denen man die „Wüteriche“ nicht recht glaubt. Die Szene ist zu Ende, der Vorhang, der nicht mehr fallen kann, wird vorgehalten.

Das Stimmchen: „Is's nu alle?“

„Bewahre, jetzt kommt's ja grade erst. Nu geht der Krieg los.“

„Bitte, Fräulein, aber nu sig ein Eisbonbon!“

„Mir auch! Mir auch!“

Fütterung der Premièrentiger. Für Dreiviertel des Publikums ist Tell Premièr.

In der letzten Parkettreihe sitzen vier Teddy-Bären und glocken sich die Schuhknöpfe aus dem Kopf. „Ist das fein oder nich?“ fragt sie ihr Besitzer. Alle vier finden es wundervoll, aber nur der Besitzer kann es vernehmen.

Zwei Puppen in Sesseln sind kritischer, die braunhaarige schweigt: „Es ist etwas langweilig.“ die blondlockige: „Kasperl und Polizei“ is viel schöner.“

„Siehste, sie sagen es auch,“ äußert die Puppenmama in der Nachbarschaft.

Die Nachbarschaft sagt: „Wenn Du überhaupt noch an Puppen glaubst, verstehste auch nix von Tell. Aber das Schönste kommt erst, Du Baby!“

„Fräulein, bin ich woll noch'n Baby? sag's dem da mal. Babys gibt's überhaupt nich mehr, blos „kleine Kinder“, nich Fräulein?“

Das Fräulein hat anderes zu sagen, es beschwert sich soeben über die Familie ihrer Herrschaft, und hebt nur den „Vetter“ lobend hervor.

„So?“ sagt das andere Fräulein, und eine Welt an Neid und Wünschen offenbart sich in dem Laut.

„Und Sie müßten ihn erst mal in Uniform sehen, Reservelieutenant, tadellos! Kleiner linker Armschuß! Eisernes!“

Inzwischen geht der „Tell“ weiter.

Allerdings ist er merklich zusammengeschnürt, aber für die Ansprüche der Kinderstube genügt er. Doch plötzlich gibt es eine Verwirrung: Gefler wird vermisst, Gefler, ohne den es beim besten Willen nicht geht.

„Gestern war er noch da,“ jammert der Regisseur.

„Ja, un heute lag er noch in der Küche.“

„Warum hast'n denn nicht mit 'rein genommen?“

„Ach, das hab ich vergessen.“

„Weil Du woll wieder Rosinen gestohlen hast?“

„Bitte sehr, es waren gar keine da!“

„Weiter, weiter,“ drängt das Publikum.

„Ohne Gefler geht's nich.“

„Sieh doch in der Küche nach.“

„Da is er nich mehr.“

„Dann nehmt doch 'n andern.“

„Nein, das geht nich.“

„Pause erstmal! — Also, meine Herrschaften eine kleine Pause, es geht aber gleich weiter.“

Das Publikum ist berechtigterweise etwas verstimmt, doch die findige Direktion verteilt Schokoladen-Zigaretten, die die Stimmung bedeutend aufbessern. Ja, ein Herr aus dem Parkett bemerkt sogar: „Wenn ihr immerzu so was verteilt, braucht ihr meinetwegen garnich weiter zu spielen.“

Spariergang im Foyer. Die Teddvbären und die Puppen werden miteinander bekannt gemacht. Ein Feldgrauer, den Knopf im Ohr, findet sich hinzu. Es ist übler Kommiß, und er hat außerdem eine schadhafte Nase, aber die Puppen sehen trotzdem zu ihm empor.

Im Kinderzimmer befindet sich auch eine Wandtafel. An diese Tafel schreibt ein Herr im Hurr-Anzug: „Heinerich, Heinerich, warum bist Du so weinorig?“ wofür ihm ein Herr im Matrosen-Anzug eine Ohrfeige gibt. Es entsteht ein Handgemenge. Das Fräulein ruft: „Wer wird denn so was krumm nehmen!“ Aber es verhallt ungehört.

Ein neues Klingelzeichen erst steuert den Kampf.

Die Direktion kündigt an, daß Gefler gefunden sei, und das Spiel weitergehe. Das Publikum nimmt stürmisch Platz. Vier Teddvbären trodeln zur Erde, der Soldat liegt oben auf dem Schrank, aber die Puppen sitzen hochanständig auf ihren Sesseln.

Das Stimmchen: „Gehen nu welche tot?“

Gefler tritt auf. Er ist die schönste von allen Figuren, man merkt durchaus nicht, daß er einen Riß quer durch die Magengegend hat und soeben erst durch flüssigen Leim auftrittsfähig gemacht worden ist. Er erregt große Bewunderung, und es macht garnichts, daß sein „Sprecher“ ein wenig stottert, im Gegenteil, da bekommt das Publikum die doppelte Portion. Bevor es aber zu dem verhängnisvollen Apfelschuß kommt, bei dem Gefler das volle Recht hat, schadhast zu werden, ereignet sich eine furchtbare Katastrophe. Bei den Worten: „Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell . . .“ löst sich plötzlich des Landvogts obere Hälfte von der

unteren und sinkt ihm zu Füßen. Ein armseliges Holzklöschchen mit einem Rest Leim und zwei herrlich bestiefelten Beinen bleibt stehen.

„O, Gott! o, Gott! nu is Gefler wieder kaput!“

„Na ja, der Leim war zu dünn, ich hab's ja gleich gesagt, Du sollst nich so viel reinspuften.“

„Aber wenn er sich doch sonst nicht aufschmieren ließ.“

Das Stimmchen: „Können Beine auch sprechen?“

Ein Blasierter: „Nette Schmiere das! Ich wußt's ja gleich!“

Der Vorhang wird vorgehalten.

„Ach, wie schade! Geht's nu nich weiter?“

„Doch, meine Herrschaften, sofort! Bloss einen Augenblick!“

„Fräulein, sind noch Eisbonbons da?“

„Nein!“

„Aber Fräulein, Sie haben doch noch Schokolade?“

„Kein Stückchen mehr!“

„Dann wollen wir jeht mit den Puppen spielen.“

„Ja, geht ihr man zu euren Puppen, wir warten“

„Tell“ ab.“

Hinter den Kulissen gibt es ein heißes Beraten, schließlich ertönt ein Klingelzeichen.

„Seht ihr woli, es geht weiter.“

„Was ich mir daraus mache.“

„Ich möcht' viel lieber mit den Puppen . . .“

„Still doch!“

„Also, meine Herrschaften, da Herrn Gefler ein Unfall passiert ist, und außerdem drei Seiten im „Tell“ fehlen, so können wir leider dieses Stück nicht zu Ende aufführen. Aber Sie können ruhig dableiben, denn wir geben ein anderes, sehr schönes und ganz neues Stück, es heißt: „Der Mann in zwei Teilen.“

„O, ja! das is fein, das is fein!“

„Der Mann in zwei Teilen“, dargestellt von Herrn Gefler, „Der heile Mann“, dargestellt von Herrn Tell.“

„Na, das soll mich mal wundern, was das für'n Quatsch wird.“

„Bitte, Ruhe! Und überhaupt, wer stören will, kann rausgeh'n.“

Das neue Stück erweist sich als noch zugkräftiger als „Tell“. Es erinnert lebhaft an die Clown-Diologe im Zirkus mit: „Sie, was wollen Sie da?“ — „O, ich suche bloss meine Beine“ usw. Alles wäre gut gegangen und zum würdigen Altschuß geführt worden, wenn es dem Pappkarton, der die Basis des Puppentheaters bildete, nicht plötzlich eingefallen wäre, infolge von Altersschwäche ineinanderzusinken. Er riß das Theater mit sich, und da dieses ihm keinen soliden Widerstand zu bieten vermochte, brach das ganze Kunstinstitut zusammen. Auch die Direktion brach zusammen, sie fiel übereinander her, dem Zoologischen Garten wurden wieder viele Bezeichnungen entlehnt und man prügelte sich mit den Kulissen. Das Publikum aber, diese so ganz unberechenbare Gemeinshaft, applaudierte so begeistert, wie sie es weder beim „Tell“ noch beim „Mann in zwei Teilen“ getan hatte. Sei es, daß dieses Stück der wirklichen Gegenwart ihm näher stand oder weil es überhaupt zu Applaus geneigt, sich ein wenig Bewegung machen wollte.

Das kritisch-naive Stimmchen: „Das is das Aller schönste, das müßt ihr immer machen!“

Der Blasierte aber äußerte: „Wenn ich ein Theater hätte, müßte es ganz aus Holz sein, die Kulissen aus Blech und gar keine Zuschauer.“



Die historische Säule.

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Der Erdball, den das Feuer gestaltet und das Eis gewandelt hat, trägt nach Jahrtausenden von Naturrevolutionen und Menschheitsrevolutionen, nach allen Phasen kultureller und wissenschaftlicher Meistersung bis herauf zur raffinierten Verfeinerung aller Mittel des zwanzigsten Jahrhunderts noch einmal starr und ohne Beben die Erschütterungen eines Kampfes, der den einen Teil der Welt zur Arena und den andern zum keineswegs unbeteiligten Statisten macht. Nicht nur auf dem Boden, den die Kämpfe pflügen, nicht nur im Hinterland, das fieberhaft beschäftigt ist, all die zum Heizen und Instandhalten der Kriegsmaschinen notwendigen Materialien herzustellen, auch in den Staaten, die offiziell teilnahmslos sind, wirkt der Krieg in Wochen, Tagen, Stunden und Minuten, in allen Aufierungen, Ereignissen und Erscheinungen des täglichen Lebens, die in neue, noch nicht geklärte Formen gegossen wurden, heiß und flüssig, anscheinend noch lange nicht für die Zukunft bestimmenden, festen Gestalt erstarrt. Die Mobilisationen in Frankreich, England, Rußland, Belgien, Italien, in Deutschland und Österreich, auf dem Balkan und in der Türkei haben den Rest der übrigen Reiche gleichfalls zur Mobilisierung gezwungen, teils zur militärischen, in jedem Falle aber zur rein wirtschaftlichen. Der holländische oder skandinavische Fischer, der mit seinem kleinen Boot in den Gewässern Nordeuropas auf Fischfang fährt, lebt nicht minder im Kriege, als der spanische Frucht- und Gemüsehändler, der seine Ware vor der Abfahrt doppelt versichern läßt und sechzig Prozent auf den normalen Preis aufschlägt, weil der gegenwärtige Zustand zu hohen Prozenten genützt werden muß, nicht minder der Cowboy in Wildwest, der höhere Löhne verlangt und erhält, weil die Riejenschlachthäuser in Chicago und Philadelphia die phantastische Nachfrage mit phantastischen Preisen beantworten; der Geldmakler, der infolge Schließung der Börsen gezwungen ist, seine Papiere auf krummen Saunpfaden um die gesperrten Hauptstraßen der Finanzwelt zu führen, ist auf seine Art nicht minder ein Bürger des Krieges, als der in Nordamerika oder sonstwo lebende Spekulant und Industrielle, der statt Schokolade Bomben, statt Mariaren Granaten, statt Nähmaschinen und Regenschirmen Gewehre und Scheinwerfer fabriziert, als der Zeitungsmann, der die Kriegsfeder in das rote Tintensafß taucht. Sie alle sind Bürger des Krieges, wie der Krieg ihnen allen ins Handwerk gepfuscht hat. In der Politik heißt es Krieg, auf der Börse, im Handel und in der Reklame, zu jeder Zeit und überall heißt es Krieg und abermals Krieg.

Dieser Druck und dieser Sturm, diese Hitze und elektrische Spannung sind es, die der Welt eine internationale Uniform angezogen haben, die Uniform der Kriegsarbeit, die jeder trägt, in deren Zeichen jeder tätig ist. So wurde der Wirtschaftsverkehr auf eine neue Basis gestellt, und die Reklame, sein stets gegenwärtiger treuer Vorreiter und Begleiter, tragt auf dem gleichen Pflaster in gleicher Richtung voran. Oder vielmehr: sie galoppiert; denn alles ist ein Galopp geworden, und jedermann ist heute ein bischen atemlos erhitzt. Wenn nach Friedensschluß nicht mehr die abenteuerreichen, sondern die retrospektiven, zusammenfassend statistischen Kriegsbücher an der Tagesordnung sein werden, wird ein kundiger und gewiegener Mann auch das Buch der Reklame zur Kriegszeit schreiben müssen, und er wird es in viele Kapitel teilen müssen, und wenn er wirklich kundig und gewiegt ist, wird es eine ordentliche Anzahl eng bedruckter Seiten enthalten. Und wenn er den Begriff der Reklame auf das Gebiet erweitert, das alles umschließt, was öffentliche Anzeige heißt, so wird er sich

wohl auch zu einem Ergänzungsband bemühen müssen, der Proklamationen und Erlasse, Kund- und Bekanntmachungen, Befehle, Verbote, Nachrichten und Erklärungen enthält, die alle zusammen einen Roman ergeben werden, wie ihn weder Goethe noch Shakespeare, Balzac oder Zola jemals zu schreiben vermocht hätten. Er wird die Fülle der Zeitungsanzeigen durchblättern, die höchst einfach und trocken erscheint und doch komplizierter, symbolischer, inhaltsreicher ist als das Lebenswerk des phantasiebegabtesten Dichters. Diese Anzeigen, deren Kurschwankungen, Angebote, Nachfragen und Preistabellen die inneren Fäden großer und größter Zusammenhänge bergen. Er wird erklären müssen, daß die hohen Löhne und verlockenden Bedingungen für die Handwerker der einzelnen Länder eine Politik enthüllen, die von Blockade und Unterseebooten erzählt; daß z. B. der Glasmangel in England in einem langwierigen Kriegszustand begründet war; daß ein Erporthaus von bitteren Orangen in Süditalien den Preis dieser anspruchsvollen Frucht sich verdreifachen ließ, weil es deutsche Tauchboote gab und englische Werbesoldaten, welche letzteren die Regierung der Herren Asquith und Kitchener Hekatomben von Marmeladen ins Feld zu liefern sich verpflichtete, die aus den obengenannten Orangen fertigert werden.

Ein ganz besonderes Kapitel aber wird der Verfasser des Buches der Kriegsanzeigen jenem aus dem Straßengefümmel emporragenden, meist rundlichen Gebäude widmen müssen, das bei uns Anschlagssäule genannt wird und in den anderen Ländern Anzeigenturm, Reklamepeiler oder sonstwie heißt, überall aber dem gleichen Zwecke dient, mit ungefähr den gleichen Mitteln und der gleichen Symbolik.

Auch die höchst selbstverständliche, harmlose und doch so phantastische Anschlagssäule hat — wie alles in dieser Welt — ihre eigene Geschichte. Eine höchst langwierige Historie sogar, die bis in jene fast vorgeschichtliche Zeit zurückreicht, in der man zum ersten Male von einer Art öffentlichem Verkehr sprechen konnte. Schon die primitivsten Völker errichteten an gewissen Punkten, auf Kreuzwegen oder oft besuchten Plätzen, hölzerne Pfosten, in deren Rinde sie Zeichen ritzten, um gewisse Dinge zur Kenntnis der Allgemeinheit zu bringen. Und es erscheint keineswegs zu Kühn, in diesen behauenen Pfosten oder Steinblöcken die Vorläufer der modernen Anschlagssäule zu erkennen. Wenn eine durch die Jahrhunderte angelegte Sammlung solcher altertümlicher, mittelalterlicher und neuzeitlicher Säulen dies ganze Gebiet in einem Raume vereinigen könnte, so würde wohl eines der eigenartigsten, internationalsten und lehrreichsten Museen entstehen. Heute aber, da wir 1916 schreiben und miterlebende Zeugen des Krieges sind, ist die Anschlagssäule zum modernen Herold der Straße geworden, zum Photographen der Zustände, zum Grammophon der Stimmung, zum Chronisten des Tages, zum Spiegel der Zeit.

Als der Krieg ausbrach, war die Anschlagssäule eine stumme fanfare. Aus ihrem ebenso farbigen wie unterhaltfamen Friedensdasein zur Bedeutung des Ernstes erweckt, verzichtete sie innerhalb weniger Stunden auf die hübschen Frauenköpfe in Buntdruck, die den Namen irgendeiner Seife oder Pomade sanft lächelnd unserem Gedächtnis einprägen; sie verzichtete auf mancherlei Tand, dem sie sonst zum Bekanntwerden verhalf, auf Vergnügungsprogramme und Filmoffenbarungen, und sie zögerte nicht, sich augenblicks ihrer zahlreichen Tangoanzeigen zu entäußern. Aber sie blieb kaum eine Minute unbedeckt: das neue Gewand verbreitete sich in dem Maße, in dem das alte verschwand. Sie begann in fester,

kurzer, eiserner Sprache zu reden, in schmucklosen schwarzen Buchstaben auf einfachem weißen Grunde, und allenthalben wies sie wie ein Wahrzeichen den Namen des Oberbefehlshabers in den Marken auf. Sie verhängte den Kriegszustand und schrieb seine gestrengen Befehle vor das Auge der Menge. Sie wurde mit einem Male das, was man historisch nennt.

Befehl auf Befehl, knapp, klar und eifertig, ordnete sie die Mobilisation an, verfügte über Zahl und Art der Einzurückenden, gab jedem sein nächstes Schicksal bekannt. Sie wurde zum Mittelpunkt des Straßenlebens, zum Leuchtturm im öffentlichen Verkehr, zur Pythia, die kündigt, was ist und sein wird. Man brauchte den Inhalt der Zettel, die in den ersten Wochen des August 1914 die Anschlagssäulen bedeckten, nur in der Reihenfolge des Erscheinens durchzulesen, um in knappster, unmittelbarster Form die Geschichte jener bewegten Tage läuzenlos vor Augen zu haben.

Und als der Mobilisation der Heere die Umwandlung und Mobilisation der Arbeit im ganzen Lande folgte, war wiederum die Anschlagssäule der sichtbarste Vermittler. Sie ließ uns die Feldpostbestimmungen wissen, schrieb Angebote aus und warb Arbeiter für die Munitionsfabriken. Sie wurde zum Herold des Krieges, wie sie der Herold des Friedens gewesen war. Tagtäglich wechselte sie ihre Kleidung, keine wichtige Verfügung, keine umfassende Neuerung entging ihr, und stets blieb sie der unbewegliche Pfeiler im Sturm der Ereignisse.

Und wie sie den Tatsachen und Erfordernissen Ausdruck verlieh, so spiegelte sie auch die Stimmung, die Kraft und die Ruhe wieder. Sie widerrief niemals, was sie einmal verkündet hatte, sie blieb logisch, ein-

deutig und genau. Und als Monate vergangen waren, als der Krieg seine Bahn gefunden hatte, da nahm die Anschlagssäule allmählich den Charakter an, den sie heute zeigt, und der jedem Besucher, der Augen „at, seine Fragen beantwortet.

Der Fremde, der heute zu uns kommt, braucht nur die Anschlagssäulen zu beachten, um zu wissen, woran er ist. Und er wird erfahren, daß Rohstoffe beschlagnahmt und Höchstpreise bestimmt wurden, gleichzeitig aber werden die hundert und aberhundert Plakate, die alle möglichen Artikel des Bedarfs und des Luxus in Überfülle anzeigen, ihn wissen lassen, daß wir keinerlei ernstem Mangel leiden, daß wir alles haben, was wir brauchen, und sogar noch viel mehr. Und weiter wird der des Lesens Kundige sehen, daß unsere sämtlichen Theater spielen, daß Kunst und Kultur tätig sind wie nur je. Er wird wissen, daß unser Musikleben noch reicher an Konzerten ist als im Frieden, daß Vorträge und Ausstellungen jene Werte vermitteln, die in anderen, heute im Kriege befindlichen Ländern gegenwärtig unbeachtet brachliegen müssen. Er wird feststellen können, daß unser Leben die normalen Formen hat, daß wir objektiv und, daß Shakespeare und Molière nach wie vor in unserem Kunstreich willkommen geheißenen werden.

Ein Blick auf die Anschlagssäule genügt, um das alles und noch mehr unweigerlich festzustellen. Unweigerlich, denn die Anschlagssäule kann nicht täuschen, ihre Bestimmung macht dies zur Unmöglichkeit, da sie nur sagen darf, was greifbar und unumstößlich ist.

So ist sie denn eine historische Säule geworden, ein in den Straßen ragendes Dokument, die sturme Chronik der Zeit, die wir durchleben. . . .



Das Vermiffen.

Als du noch bei uns warst, wir merkten's kaum,
Das ward uns klar erst, als du schon gegangen,
Da wachten wir empor aus unserm Traum
Und sah'n: Wie unser Herz an dir gehangen.
Undankbar, wie wir jungen Menschen immer,
Wie hatten wir darüber nachgedacht.
Nun stehen wir in dem verlass'nen Zimmer,
In dem du soviel Liebe uns gebracht.
Wir stehen bang! Und sehn's mit einem Mal,
Es fehlt uns hier ein warmes, helles Licht,
Fällt durch das Fenster auch ein Sonnenstrahl,
Und welken auch noch deine Blumen nicht.
Wir horchen, wenn es still ist, oft empor.
Tönt nicht dein leiser Schritt? Naht nicht dein Gang?
Der sich in weiter ferne doch verlor.
Wir lauschen heimlich deiner Stimme Klang.
Noch immer hör' ich dein: „Ich danke dir!“
Ist dies nun alles auch schon lang vorbei.

Noch steigt es brennend in die Augen mir,
Denk ich des Tons, in dem du sprachst: „Verzeih!“
Wie haben deine Augen oft gefragt:
Bangst du dich, Herz? — Ach, dieses ganz versteh'n!
Ich hab' dir ohne Worte viel gesagt.
Nun kann ich nie, nie wieder zu dir geh'n.
Uns allen fehlen deine lieben Hände,
Und dieses leise Lachen — warm und frisch,
Und uns're Blicke heften sich am Ende
Doch immer auf den leeren Platz am Tisch.
Aus deinem kleinen Zimmer steigt die Leere
Wie Nebel. Aus dem öden Raum heraus
Steigt's, wachsend, wie die Flut am Meere,
Steigt — steigt — und füllt das ganze Haus!
Nachts liege ich oft lange Stunden wach.
Aus meiner Seele ringt empor ein Schrei'n.
Still! Eine Stimme — deine Stimme sprach:
„Willst du nicht mir zu Liebe tapfer sein?“

Eisa von Nathusius.



Schlagworte des Jahres 1866.

Von Dr. Stanjek.

(Nachdruck verboten.)

In der bewegten Zeit vor fünfzig Jahren, die Deutschland den Bruderkrieg zwischen Preußen auf der einen Seite und Österreich und seinen süddeutschen Verbündeten, sowie Hannover und Sachsen auf der anderen Seite gebracht hat, ist eine Reihe von Schlagworten und geflügelten Worten geprägt worden, die noch heute bei uns allgemein Geltung haben und von denen einige durch

den gegenwärtigen Weltkrieg wiederum eine besondere Bedeutung erlangt haben.

Namentlich zu Beginn des jetzigen Krieges wurde das bekannte Bismarcksche Wort „Blut und Eisen“ viel zitiert. Bismarck sprach es bereits im Jahre 1862 in einer Abendsitzung der Budgetkommission des preussischen Abgeordnetenhauses vom 30. September aus, in derselben

Sitzung, in der er auch das berühmte Wort von den latilinarischen Existenzen in Umlauf gesetzt hat. Er sagte in dieser Sitzung: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 gewesen — sondern durch Eisen und Blut.“ In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. Januar 1866 kam Bismarck auf diese Äußerung zurück, indem er sagte: „Ich kam nicht dafür, daß ich damals mißverstanden worden bin. Es handelte sich um militärische Fragen, und ich hatte gesagt: Legt eine möglichst starke militärische Kraft, mit anderen Worten möglichst viel Blut und Eisen in die Hand des Königs von Preußen, dann wird er die Politik machen können, die ihr wünscht; mit Reden und Schützenfesten und Liedern macht sie sich nicht, sie macht sich nur durch Blut und Eisen.“ Es verdient besonders beachtet zu werden, daß die Äußerung Bismarcks nicht in der zum ersten Male im Jahre 1862 gebrauchten Form „Eisen und Blut“, sondern in der Fassung des Jahres 1866 „Blut und Eisen“ sich zum geflügelten Wort entwickelt hat.

Der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866, die den Krieg einem baldigen Ende entgegenbrachte, verdanken wir das geflügelte Wort von dem „preussischen Schulmeister“, der die Schlacht bei Sadowa gewonnen hat. Ihre Prägung erhielt diese vielgebrauchte Redewendung in einem Aufsatz des Professors der Erdkunde an der Universität Leipzig Oskar Peschel in dem von ihm redigierten Blatte „Ausland“ vom 17. Juli 1866.

Am 18. Juli 1866 spottete der Wiener Schriftsteller August Krawanz in der „Wiener Presse“ über die „affenähnliche Beweglichkeit“ der Preußen. Der Ausdruck gehört seitdem in den Umgestaltungen „affenartige Beweglichkeit“, „affenmäßige Geschwindigkeit“ usw. dem geflügelten Wortschatz unserer Sprache an.

Die glückliche Durchführung des preussischen Feldzuges gegen Österreich im Jahre 1866 brachte dem ruhig, aber sicher operierenden genialen Strategen Moltke den Ruhmestitel „großer Schweiger“ ein. Der zeitgenössische Dichter Schwegelsche singt in seiner 1867 veröffentlichten „Bismarckias“:

„Selbst der große Schweiger Moltke
Nannt' uns laut des Glückes Schöpfkind.“

Den anderen Beinamen „Der Schlachtenlenker“ erhielt Moltke erst im Jahre 1870. In einem Trinkspruch vom 26. Oktober 1870 sagt Geibel:

„Das ist der fühne Schlachtenlenker,
Der Schweiger Moltke, Parthims Sohn.“

Mit dem Spottworte „Kürassierstiefel“ verspotteten die Gegner Bismarcks im Jahre 1866 dessen Politik als ein rückwärtsgerichtetes Draufgängertum; so sagte noch im Jahre 1867 Johannes Scherr in seiner Schrift „Aus der Sündflutzeit“: „Ihr küßt morgen die Kürassierstiefeln Bismarcks.“ Die Verehrer des eisernen Kanzlers nahmen aber diesen Spottnamen sofort freudig auf und prägten ihn zur ehrenden Anerkennung seines Kraftvollen, patriotischen Selbstbewußtseins um. In absichtlichen Gegensatz dazu wurde dann später in Bezug auf den vierten Reichskanzler, den Fürsten Bülow, der spöttische Ausdruck „Lackstiefel“ in Umlauf gesetzt.

„Keinen Mann und keinen Groschen“ lautet die Schlagwortwendung, die als Oppositionsausdruck der Bismarck feindlichen Abgeordneten im Jahre 1866 aufgefunden ist. Der „Kladderadatsch“ spottete darüber am 8. Juli 1866 in einem Artikel, der die Spitzmarke „Anti-Dotations-Antrag“ trug: „Mein Mandat hieß: diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen! Daher mein jetziger Antrag: Keinen Mann von diesem Ministerium einen Groschen!“

In der Thronrede vom 3. August 1866 suchte Bismarck für die in der Konfliktzeit ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung nachträglich um Indemnität

(d. i. Erklärung der Straflosigkeit) nach. Für die am 3. September mit großer Mehrheit erteilte Indemnität wurde dann auch der königliche Dank ausgesprochen. Das ungewöhnliche Fremdwort wurde anfänglich viel verspottet, später aber spielte es in dem parlamentarischen Sprachgebrauch eine erhebliche Rolle.

Durch die Ereignisse des Jahres 1866 erhielten ferner einige alte Schlagworte, die bisher beinahe in Vergessenheit geraten waren, neuen Schwung. Zu diesen gehört besonders der Ausdruck „Müßpreußen“, der bald nach 1815 aufgefunden war und damals von den Bewohnern der infolge der Beschlüsse des Wiener Kongresses zu Preußen geschlagenen Landesteile, namentlich in der Provinz Sachsen und in der Rheinprovinz, viel gebraucht wurde, um den Unwillen über die Einverleibung in den neuen Staat zu bekunden. Noch im Jahre 1839 sagte Jakob Venedey in seiner Schrift „Preußen und das Preußentum“: „Es wird noch lange dauern, ehe sich die neuen Provinzen . . . nicht mehr — Müßpreußen nennen werden.“ Es ist sehr leicht begreiflich, daß dieser Ausdruck im Jahre 1866 in den deutschen Landesteilen zu neuem Leben erwachte, die durch die Beschlüsse des Prager Friedens vom 30. August 1866 an Preußen gefallen waren, so besonders in Hessen-Nassau und in Hannover. Dort hat man sich aber sehr bald mit den neuen Verhältnissen ausgeöhnt; jedenfalls hat es nach 1866 nicht sehr lange gedauert, bis die Bezeichnung „Müßpreußen“ in den damals „annektierten“ preussischen Provinzen aus den öffentlichen Erörterungen verschwunden ist.

Die Schlagworte „annektieren“ und „Annerion“ wurden durch Napoleon III. im Jahre 1860 gelegentlich bei der Annerion Sardiniens durch Frankreich in Umlauf gesetzt. Der damalige Kaiser der Franzosen hatte das Wort Annerion dem amerikanischen Anneration nachgebildet. Schon im Jahre 1860 bezeichnete der „Kladderadatsch“ den König Viktor Emanuel von Italien als „Annerander den Großen“. Auch Bismarck wurde im Jahre 1866 so genannt; in den damaligen politischen Erörterungen spielten Ausdrücke wie Annerionspolitik, Annerionswut und dergl. eine hervorragende Rolle.

Die Ausdrücke „Stammesgefühl“, „Stammesbewußtsein“, sowie „Stammeseigentümlichkeit“ waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebhaft protestiert, mit denen sich die deutschen Mittel- und Kleinstaaten gegen die drohende Suprematie Preußens verwehrten, in der sie eine Gefahr für die heiligsten Interessen der Stämme erblickten. Am 2. September spottete der „Kladderadatsch“ über die Annerionen am Rhein: „Daß heißt wohl Assimilierung mit Schonung der Eigentümlichkeiten.“ Der Ausdruck „Berechtigte Eigentümlichkeiten“, der in den vom 3. Oktober 1866 aus Schloß Babelsberg datierten Patenten der Besitzergreifung von Lünever, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. durch König Wilhelm I. steht, hatte somit eine besondere Bedeutung. Es hat sich als flügelwort in unserer Sprache bis zum heutigen Tage erhalten.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte nach seinem Regierungsantritt in einem am 12. Juni 1840 an das preussische Staatsministerium gerichteten Handschreiben in Bezug auf seinen verstorbenen Vater die folgende Wendung gebraucht: „Der Heldenkönig aus unserer Zeit ist geschieden und zu seiner Ruhe . . . eingegangen.“ Dieser Ausdruck „Heldenkönig“ wurde nun im Jahre 1866 auf den König Wilhelm I. übertragen. Nach dem 18. Januar 1871 wandelte sich diese Bezeichnung sofort in „Heldena Kaiser“ um; noch heute ist dieses bekanntlich das beliebteste Beiwort, das man an die ehrfürchtiggebietende Persönlichkeit des ersten deutschen Hohenzollernkaisers knüpft.

„Deutsch sein heißt, die Sache, die man treibt, um ihrer selbst willen treiben.“ Auch dieses herrliche Wort darf in diesem Jahre die

feier seines halbhundertjährigen Bestehens begehen. Sein Urheber ist Richard Wagner, es steht in seiner, im Jahre 1866 erschienenen Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik“. Schon früher hatte Wagner den deutschen Geist als das Bewußtsein und die Verkündigung

erklärt, „daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt.“ Dieser Gedanke fand dann in dem erwähnten Spruche eine viel klarere und schärfere, ja geradezu klassische Prägung.

Jeannettes Erlebnis mit dem Preußen.

Von Waldemar Bonfels.

(Nachdruck verboten.)

Es war allen längst Gewißheit, daß die Deutschen auf ihrem Siegeszug durch Belgien auch in L. einrücken würden. Hätte nicht der näher und näher erdröhnende Donner der Geschütze es bewiesen, der wie ein herannahendes Gewitter hinter den Hügeln im Osten stand, so mußten die zurückweichenden belgischen und französischen Truppen Zeugnis davon ablegen. In regellosen Scharen durchheilten sie den Ort Tag und Nacht. Wo waren ihr froher Mut, ihre Siegesgewißheit geblieben, ihr Scherzen und der Klang und Glanz ihrer prunkvollen Durchzüge? Nun klangen schon tage- und nächtelang die Straßen, erst von den Geschützen, von den Rufen der Kanoniere und dem Schnauben der überangestregten Tiere, dann kamen Reiter und Infanterie, du lieber Gott, wie sahen ihre Uniformen aus! Gewißlich trugen sie den Staub des heimatlichen Erdbodens in Ehren, aber diese Bedrücktheit, diese Traurigkeit, die über ihnen allen lagerte! Es war eine furchtbare, bössartige Stille in allen Gesichtern. Das Königreich war versunken, unwahrscheinlich rasch, wie in einem schrecklichen Traum.

Als die letzten Kompagnien in Eilmärschen durchzogen, schlossen die Dorfbewohner sich ihnen zum größten Teil an. Keine Drohung und kein Verbot brachten sie davon ab, und die Offiziere verfluchten heimlich ihre Torheit, in der sie niemals den kindischen und schmachvollen Gerüchten gehorcht hatten, die im Lande über die preussischen Soldaten im Umlauf waren. Jetzt half keine Mahnung zur Besonnenheit mehr, die traurigen Züge hungernder Männer und Frauen, jammernde Kinder und erbarmungswürdig unnötige Geräte begleiteten ihre gelichteten Heeresmassen, nahmen den zurückgeworfenen Mannschaften ihren letzten Mut und füllten die Herzen mit Verzweiflung. Was half es, den Deutschen und immer wieder den Deutschen alle Schuld zuzuschreiben, niemand fragte mehr nach Schuld, das Geschrei ging um Nahrung, wie draußen das Brüllen der verwilderten Haustiere, die auf den Feldern umherirrten.

Jeannettes Eltern warfen im Grau der Morgendämmerung das Wertvollste ihrer Habseligkeiten auf einen Karren, verstört vor Angst, fast von Sinnen und bis zu Tränen erbittert. Das kleine Mädchen stand im Rahmen der Tür, unten im Zimmer brannte noch eine Lampe auf dem leeren Tisch und ihre Flamme flackerte im Zug der offenen Fenster. Er regnete ohne Aufhören. Jeannette wußte, daß sie bleiben würde, denn die kranke Großmutter konnte nicht allein zurückgelassen werden. Sie hatte sich mit den Schrecken dieser Erwartung abgefunden wie mit ihrem Tode und jene kindliche Entschlossenheit gezeigt, wie nur junge Seelen sie in solch schrankenloser Hingabe aufweisen.

Welch einen Streit es in der qualvollen Hast des Ausbruches gegeben hatte! „Sie werden ein Kind nicht töten!“ schrie ihr Vater, „eine sterbende Greisin!“ Er zerrte sein Weib mit hinaus: „Willst Du, daß wir alle verderben, denk an die kleinen Kinder!“

Es war herzzerreißend. Die Mutter riß Jeannette in ihre Arme, nur von ihrer eigenen Angst beherrscht und ohne zu bedenken, daß ihr sinnloser Schmerzensausbruch die Qualen und die Befürchtungen ihres Kindes verdoppelte. Jeannette fühlte, wie ihre Mutter zitterte, sie vermochte keinen der törichtesten Ratschläge zu beachten, die ihr mit fliegendem Atem erteilt wurden, nur eins

blieb ihr mit seltsamer Deutlichkeit im Bewußtsein, als der Wagen mit den Ihren längst hinter den Häusern der Dorfstraße verschwunden war: daß der Sonntags- hut ihrer Mutter schief geseffen hatte, und daß ihre Haare, dünn und grau, an den Schläfen niedergefallen und vom Regen naß waren. „Maria schütze dich, Jeannette, Kind!“

Nun war es merkwürdig still. Die Dorfstraße schlug im nebligen Morgen, es war hell geworden. Jetzt würden die Preußen kommen. . . Das kleine Mädchen schritt langsam die Stiege des leeren Hauses empor, bis in die Kammer, wo in der großen Bettlade die kranke, alte Frau schlief. Mit dem Ernst seiner vierzehn Jahre und einem tiefen Seufzer ließ das Mädchen sich neben der Bettstatt nieder und betrachtete lange sinnend das welke Gesicht der Schlafenden. Die schrecklichen Eindrücke und Ängste der letzten Tage waren gar zu rasch und unerwartet gekommen, als daß es ihr möglich gewesen wäre, sich mit ihnen abzufinden und etwas wie eine heilsame Anteillosigkeit der Erschöpfung beruhigte ihr Gemüt ein wenig. Sie überlegte, ob es nicht ratsam sei, zum Pfarrer zu gehen, von dem sie wußte, daß er, wie auch der Lehrer, sich nicht an der allgemeinen Flucht beteiligt hatte, aber darüber kam ihr in den Sinn, daß sie damit ihr Geschick nur um einige Minuten hinauszögerte, ihm aber nicht entging. Wenn nur die schrecklichen Gedanken ausbleiben würden, bis alles erlitten und vorüber war, diese Erinnerungen an die grausamen Geschichten aller Schandtaten der Preußen. Sie schloß die Augen und erschauerte. Vielleicht würde sie nicht gefunden. Aber da überfiel sie eine furchtbare Vorstellung: Wie nun, wenn das Haus in Feuer aufging und niemand half ihr, die Großmutter hinauszutragen? Sie dachte gar nicht mehr an sich und an die Sicherheit ihrer eigenen kleinen Person. Vielleicht sterbe ich vorher, kam ihr in den Sinn, und sehe nichts mehr von allem Anheil. Ob man darum bitten konnte? Ja, wenn es nicht die Preußen wären. Die Bayern sollten viel menschlicher sein, sie schlugen alles gleich mit dem Gewehrkolben tot, aber die Preußen nahmen Kinder auf die Lanzen, die noch schrien. . .

Jeannette erhob sich nach einer Weile und begann im Hause Ordnung zu schaffen, so gut es gehen wollte, sie tat es gedankenlos und in einem leeren Traumzustand. Es sah umher aus, als seien die Feinde schon dagewesen. Wie nutzlos dies Chaos machte, das die Angst der Ihren zurückgelassen hatte. Als sie das Haus verließ, um zum Brunnen zu gehen, brach die Sonne durch das Morgengewölk, es war hell und frisch. In weiter ferne rollte es dumpf und drohend hinter den Hügeln, näher und deutlicher als gestern, aber die Landschaft lag still und verlassen und aus den Schornsteinen der Nachbarhöfe stieg kein Rauch mehr.

Als das Mädchen nach einer Weile den Blick vom Brunnen erhob und sich anschickte, mit den Wassereimern über die Straße zurückzugehen, erstarrte sie vor Entsetzen bei dem Anblick, der sich ihren Augen auf der kleinen Anhöhe bot, über die der Weg ins Dorf führte. Sie erblickte, schräg von der Morgenjonne beschienen, vier oder fünf Reiter, die in gemächlichem Trab auf ihr Vaterhaus zukamen, sie hoben sich groß und drohend vom hellen Himmel ab und über ihren Schultern, neben den Helmen mit den seltsamen, scharfkantigen Tellern darauf, tanzten die schrecklichen Lanzen auf ihren Rücken.

Die Preußen! Hätten die schweren Wassereimer die Arme des Kindes nicht niedergezogen, so wäre es sicher in seiner Erstarrung unbeweglich stehen geblieben, nun ließ sie ihre Last zurück und eilte auf das Haus zu, aber an der Steinschwelle verließen die Kräfte sie. Sie fühlte es vor ihren Augen dunkel werden und glitt am Türrahmen auf die Knie nieder. Um was hatte sie doch bitten wollen? „Maria hilf, erbarm' dich.“ stammelte sie.

Der Weg dröhnte und laute, fremde Stimmen erschollen. Jeannette merkte daran, daß die Schatten der Reiter auf die Schwelle fielen, daß sie vor ihr angelangt waren, sie wagte es nicht, ihre Blicke dem Tode entgegen zu heben, den sie erwartete. Ein Pferd schnaubte und sie zuckte zusammen. Dann wurde gerufen, das mußte ihr gelten. So war es wahr, daß diese Grausamen ihr Opfer vor dem Tode quälten. . . Sie wollte beten, aber ihre blassen Lippen bewegten sich nicht.

Da fühlte sie einen seltsamen Druck auf ihrem Scheitel, es glitt über ihre Haare hin und an den Schläfen nieder, und dann noch einmal. Ehe sie begriff, was ihr geschah, fühlte sie eine harte Hand vorsichtig und liebevoll unter ihr Kinn fassen und ob sie wollte oder nicht, sie mußte dem sanften Druck nachgeben, der ihr den Kopf hob. Da schlug sie rasch die Augen auf, ganz betört von dem Unerwarteten, das sie überwältigte, und ihre Blicke sahen unter dem harten Helm zwei helle,

blaue Augen in einem lächelnden Männergesicht. Der Reiter war vom Pferd gesprungen, er nickte ihr zu und richtete sie auf. Sein Gesicht drückte ein so aufrichtiges Erbarmen aus, daß niemand darüber hätte in Zweifel bleiben können, was ihn bewegte, am wenigsten ein Kind.

Der Reiter schien etwas sagen zu wollen, er wandte sich an seine Leute, es war dann aber, als käme ihm nichts in den Sinn, er schüttelte nur langsam den Kopf und nahm sein Pferd beim Zügel, um es aus Jeannettes Wassereimern trinken zu lassen, wie schon die Anderen es vor ihm getan hatten. Dabei gebärdete er sich rauh und beinahe böse, als müßte er etwas in der eigenen Brust bekämpfen, das sein Soldatenherz nicht dulde. Dann sah er wieder nach dem kleinen Mädchen hinüber und nun schwieg er erst recht, denn es ruhte im Blick dieses Kindes ein Gedanke, der groß wie die Welt erschien, zugleich einsam und übergelb an Dank. Solche Blicke können in den Augen der Menschen erstehen, wenn unerwartet eine heilige Freude die Finsternis des Bösen überwindet, oder wenn alles in einer Seele sich plötzlich für ein ganzes Leben entscheidet.

Und so kam es, daß zwischen der kleinen Jeannette und dem preussischen Reiter kein Wort gewechselt wurde und daß sie einander noch auf wunderbare Art in ihrem Gemüt verstanden. Nur vom Sattel aus rief der Reiter dem Kinde zum Abschied zu: „Merci! Merci!“ und strich sich über die Augen.

Gemütsbewegungen.

Von Anton Tschebow.

(Nachdruck verboten.)

Die Sache trug sich vor ganz kurzer Zeit im Moskauer Landgericht zu. Die geschworenen Assessoren, die über Nacht im Gericht blieben, unterhielten sich vor dem Schlafengehen über heftige Gemütserschütterungen. Sie wurden auf dieses Thema durch die Erinnerung an einen Zeugen gebracht, der — wie er erzählte, infolge eines fürchterlichen Augenblicks zum Stotterer geworden und ergaunt war. Die Assessoren beschloßen, daß jeder von ihnen, bevor sie sich zur Ruhe legten, seine Erinnerungen aufwirbeln und irgend etwas erzählen sollte. Des Menschen Leben ist kurz, doch gibt es keinen Menschen, der sich dessen rühmen könnte, keine aufregenden Augenblicke durchgemacht zu haben. Der eine Assessor erzählte, wie er dem Ertrinken nahe war; der andere gab zum besten, wie er einmal nachts in einem Ort, wo es weder Arzte noch Apotheken gab, sein eigenes Kind vergiftete, indem er ihm irrtümlicherweise anstatt Salzsäure Vitriol zu trinken gab. Das Kind starb nicht, aber der Vater wäre beinahe um seinen Verstand gekommen. Der dritte, ein noch nicht alter, fränklicher Mensch, beschrieb, wie er zweimal der Versuchung des Selbstmordes nicht widerstehen konnte; einmal versuchte er, sich zu erschießen, ein anderesmal warf er sich unter die Räder des Juges.

Der vierte, ein kleiner, elegant gekleideter, runder Kerkel, erzählte folgendes:

Ich war nicht älter als 22—23 Jahre, als ich mich über die Ohren in meine jetzige Frau verliebte und ihr einen Heiratsantrag machte. . . . Jetzt würde ich mich gern dafür prügeln, daß ich so jung geheiratet habe, doch ich weiß nicht, was damals geschehen wäre, wenn Natascha mich abgewiesen hätte. Meine Liebe war echt, ganz so, wie sie in Romanen beschrieben wird, toll, leidenschaftlich und so weiter. Mein Glück nahm mir alle Ruhe, ich wußte nicht, wohin ich mich vor ihm flüchten sollte, ich wurde meinem Vater, meinen Freunden und den Dienstboten überdrüssig, die beständig meine Erzählungen anhören mußten, wie sehr ich verliebt war. Glückliche Menschen sind am langweiligsten. Ich langweilte alle schrecklich, jetzt schäme ich mich dessen . . .

Unter meinen Freunden befand sich damals ein junger Anwalt. Jetzt ist er ein in ganz Rußland sehr bekannter Rechtsanwalt, zu jener Zeit begann er sich erst einzuführen und war noch nicht reich und berühmt genug, um bei der Begegnung mit einem alten Freunde das Recht zu haben, ihn nicht zu erkennen und den Hut nicht zu ziehen. Ich war ein- bis zweimal in der Woche bei ihm. Wenn ich zu ihm kam, küsselten wir uns beide auf das Sofa hin und begannen zu philosophieren.

Als ich einmal auf dem Sofa lag, sprach ich darüber, daß es keinen undankbareren Beruf gäbe als den des Anwalts. Ich wollte beweisen, daß das Gericht nach beendigter Zeugenvernehmung sowohl den Staatsanwalt wie auch den Verteidiger leicht entbehren könnte, denn sie wären beide nicht notwendig und störten nur. Wenn ein reifer, seelisch und geistig gesunder Gerichtsassessor überzeugt ist, daß die Decke weiß, daß Iwanow schuldig ist, so ist kein Demosthenes im Stande, gegen diese Behauptung anzukämpfen und sie zu besiegen. Wer kann mich überzeugen, daß ich einen roten Bart habe, wenn ich weiß, daß er schwarz ist? Wenn ich einen Redner höre, so werde ich vielleicht zu Tränen gerührt sein, aber meine eingewurzelte Überzeugung, die größtenteils auf augenscheinlichen Tatsachen begründet ist, wird dadurch nicht im geringsten erschüttert. Mein Rechtsanwalt dagegen bewies, daß ich noch jung und dumm wäre und Unsinn redete. Seiner Ansicht nach wird eine wahrnehmbare Tatsache dadurch, daß sie von gewissenhaften, sachkundigen Menschen beleuchtet wird, erst deutlich sichtbar. Zweitens wäre das Talent eine elementare Kraft, ein Sturm, der Steine in Staub zu zersetzen vermag, und nicht nur die Überzeugungen der Bürger und Kaufleute zweiter Gilde. Mit dem Talent zu ringen ist für die menschliche Ohnmacht ebenso schwer, wie ohne zu blinzeln in die Sonne zu sehen oder den Wind aufzuhalten. Ein einziger Sterblicher belehrt Tausende überzeugter Wilder durch die Macht des Wortes zum Christentum; Odysseus war der erfahrenste Mann der Welt, aber er wurde von den Sirenen betört usw. Die ganze Geschichte setzt sich aus ähnlichen Beispielen zusammen,

im Leben begegnet man ihnen auf jedem Schritt, und so muß es auch sein, sonst würde ein kluger und begabter Mensch gar keinen Vorzug vor dem dummen und unbegabten haben.

Ich hielt an meiner Ansicht fest und fuhr in meiner Beweisführung fort, daß die Überzeugung stärker sei als alles Talent, obgleich ich, offen gesagt, selber nicht genau zu bezeichnen verstand, was Überzeugung und was Talent sei. Ich sprach wohl nur, um zu sprechen.

„Sprechen wir einmal von Dir . . .“, sagte der Rechtsanwalt. „Du bist augenblicklich überzeugt, daß Deine Braut ein Engel ist, und daß es in der ganzen Stadt keinen Menschen gibt, der glücklicher ist als Du. Und ich sage Dir: es genügen mir 20—30 Minuten, daß Du Dich an diesen selbigen Tisch setzt und Deiner Braut abschreibst.“

Ich lachte.

„Lache nicht, ich spreche ernst“, sagte mein Freund. „Wenn ich es will, wirst Du in 20 Minuten glücklich sein, wenn Du daran denkst, daß Du nicht zu heiraten brauchst. Ich habe kein außergewöhnliches Talent, aber auch Du gehörst ja auch nicht zu den Starren.“

„So versuche es!“ sagte ich.

„Nein, wozu denn? Ich habe es ja nur so gesagt. Du bist ein guter Junge, und es wäre grausam, Dich zu einem solchen Versuch zu gebrauchen. Außerdem bin ich heute nicht dazu aufgelegt.“

Wir setzten uns an den gedeckten Frühstückstisch. Der Wein und meine bei Natascha weilenden Gedanken, meine Liebe, erfüllten mein ganzes Wesen mit Glück und Jugendfreude. Mein Glück war so grenzenlos groß, daß der mir gegenüber sitzende Anwalt mit seinen grünen Augen mir ganz unglücklich, so klein und grau erschien . . .

„Versuche es doch!“ drang ich in ihn. — „Nun bitte!“

Der Anwalt nickte mit dem Kopf und machte ein ärgerliches Gesicht. Ich begann ihn offenbar schon zu langweilen.

„Ich weiß“, sagte er, „daß Du mir nach meinem Versuch dankbar sein und mich deinen Retter nennen wirst, aber man muß doch auch an das Mädchen denken. Sie liebt Dich und würde infolge deiner Absage leiden. Und wie schön ist sie! Ich beneide Dich.“

Der Anwalt seufzte, trank ein Glas Wein und begann davon zu sprechen, wie schön meine Natascha sei. Er hatte eine außerordentliche Begabung, etwas zu schildern. Aber die Wimpern oder den kleinen Finger einer Frau konnte er eine halbe Stunde sprechen. Ich hörte ihm mit Vergnügen zu.

„Viele Frauen habe ich in meinem Leben gesehen“, sagte er, „aber ich gebe Dir als Freund mein Ehrenwort, Deine Natalia Andrejewna ist eine Perle, ein seltenes Mädchen. Natürlich hat sie auch Fehler, sogar viele, muß ich Dir sagen, aber sie ist bezaubernd.“

Und der Advokat begann von den Fehlern meiner Braut zu sprechen. Jetzt verstehe ich sehr gut, daß er im allgemeinen über Frauen und ihre schwachen Seiten sprach, damals schien es mir aber, daß er nur von Natascha redete. Er war von ihrem Stumpfnäschen entzückt, von den lauten Ausrufen, dem freischendenden Lachen, dem Gezierten an ihr, von alledem, was mir an ihr so wenig gefiel. All das war seiner Ansicht nach an ihr unendlich lieb, graziös und weiblich. Ohne daß ich es bemerkte, ging er bald von dem begeisterten Ton zu dem väterlich belehrenden, nachher zum leicht verächtlichen über . . . Der Gerichtspräsident war nicht dabei, sodaß niemand den sich erregenden Anwalt zur Ruhe mahnen konnte. Ich fand keine Zeit, den Mund zu öffnen; was konnte ich auch sagen? Mein Freund sagte nichts Neues, etwas, das allen schon bekannt war; die ganze Gehässigkeit bestand nicht darin, was er sprach, sondern in der anathemischen Form. Das ist eine verheufelte Form! Als ich ihm damals zuhörte, erfuhr ich, daß ein und dasselbe Wort tausend Bedeutungen und Schattierungen hat, je

nachdem es ausgesprochen wird und je nachdem der Satz gebildet wird. Natürlich kann ich Ihnen weder jenen Ton noch die Form wiedergeben, ich kann Ihnen nur sagen, daß, während ich dem Freunde zuhörte und von einer Ecke des Zimmers nach der anderen ging, ich mich mit ihm zusammen erregte und über Natascha ärgerte. Ich glaubte ihm sogar, als er mir mit Tränen in den Augen mitteilte, daß ich ein großer Mann und eines besseren Schicksals würdig wäre, daß ich bestimmt wäre, etwas Großes in Zukunft zu leisten, wobei mir die Heirat im Wege stehen könnte!

„Lieber Freund!“ rief er und drückte mir fest die Hand. „Ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich: überlege es Dir, bevor es zu spät ist. Besinne Dich! Der Himmel selber schützt Dich vor diesem seltsamen, grausamen Fehler! Freund, verliere nicht Deine Jugend!“

Glaubt es mir oder auch nicht, wenn ich euch sage, daß ich schließlich am Tisch saß und an meine Braut einen Absagebrief schrieb. Ich schrieb und freute mich, daß es noch nicht zu spät war, den Fehler wieder gut zu machen. Nachdem ich den Brief geschlossen hatte, jagte ich hinunter, um ihn in den Kasten zu werfen. Der Anwalt begleitete mich.

„Ausgezeichnet! Vortrefflich!“ lobte er mich, als mein Brief an Natascha im Dunkel des Briefkastens verschwunden war. „Ich gratuliere Dir von Herzen. Ich freue mich für Dich.“

Als der Anwalt etwa zehn Schritte mit mir gegangen war, fuhr er fort:

„Natürlich hat die Heirat auch ihre gute Seiten. Ich gehöre zum Beispiel zu denjenigen Menschen, für welche die Ehe und das Familienleben alles bedeutet.“

Und er begann bereits, sein Leben zu schildern, und vor mir erstanden alle Unzuträglichkeiten des einsamen Lebens eines Hagestolzen.

Mit Begeisterung sprach er von seiner zukünftigen Frau, von den Freuden des täglichen Familienlebens, und er begeisterte sich so schön, so aufrichtig, daß, als wir seine Tür erreicht hatten, ich bereits in Verzweiflung war.

„Was tust Du mit mir, schrecklicher Mensch?“ fragte ich, nach Atem ringend. — „Weshalb liebst Du mich jenen verdammten Brief schreiben? Ich liebe sie, ich liebe sie!“

Und ich schwor, daß ich sie liebte, entsetzte mich über meine Tat, die mir bereits sinnlos und toll erschien. Eine stärkere Gemütsbewegung als jene, die ich damals durchmachte, kann man sich garnicht vorstellen, meine Herren. O, was ich damals durchgemacht und empfunden habe! Wenn sich ein guter Mensch gefunden hätte, der mir einen Revolver in die Hand gesteckt hätte, so würde ich mir mit Wonne eine Kugel in den Kopf geschossen haben.

„Nun genug, genug . . .“, sagte der Advokat lachend und klopfte mir auf die Schulter. „Höre auf zu weinen. Der Brief wird nicht an Deine Braut gelangen. Nicht Du hast das Kuvert adressiert, sondern ich, und ich habe dafür gesorgt, daß sie auf der Post daraus nicht flug werden. Das alles soll für Dich eine Lehre sein: streite nicht über Dinge, von denen Du nichts verstehst.“

Jetzt, meine Herren, soll der Nächstfolgende sprechen. Der fünfte Assessor setzte sich bequem zurecht und öffnete schon den Mund, um seine Erzählung zu beginnen, als die Turmuhr zu schlagen anfing.

Zwölf . . . zählte einer der Assessoren. Und in welche Kategorie bringen Sie, meine Herren, die Empfindungen, die jetzt unser Verklager empfindet? Er, dieser Mörder, übernachtet hier im Gericht, in der Haftzelle liegt oder sitzt er und schläft offenbar nicht, sondern horcht während der ganzen schlaflosen Nacht auf die Schläge der Turmuhr. Woran denkt er? Welche Träume beschleichen ihn?

Plötzlich vergaßen die Assessoren alle „heftigen Gemütsbewegungen“. Das, was ihr Gefährte erlebt, der einst an Natascha den Brief geschrieben hatte, schien ihnen unwichtig und nicht einmal amüsant. Es wurde nichts mehr erzählt, sie legten sich in lautloser Stille schlafen . . .